

Schlussbetrachtungen

Die vielseitige(n) Geschichte(n) von Großwohnbauten der 1960er- und 1970er-Jahre in der Schweiz waren Gegenstand dieser Arbeit. Im Mittelpunkt stand die Auseinandersetzung mit den Nachbarschaften – im Sinne ortsgebundener, historisch gewachsener Vernetzungszusammenhänge – zweier Hochhaussiedlungen: Unteraffoltern II in Zürich und Telli in Aarau. Beide wurden mit dem, in diesem Beitrag weiterentwickelten, Forschungsansatz der Hausbiografien untersucht. Eine Hausbiografie zeichnet ein narrativ-analytisches Porträt eines Gebäudes bzw. Gebäudekomplexes im Wandel der Zeit und legt dabei den Fokus insbesondere auf drei Dimensionen: erstens auf die baulich-räumliche Organisation (Planungs- und Baugeschichte, Architektur und räumliche Anordnung, Alterungsprozesse, Gebäudeunterhalt und Sanierungen), zweitens auf soziale Kontinuitäten und Veränderungen (alltägliche Nutzung, sozio-demografisches Gefüge, Eigentumsverhältnisse und Verwaltungspraxis, Sozial- und Quartierarbeit) sowie drittens auf die sich wandelnden oder konstant bleibenden Wahrnehmungen und diskursiven Zuschreibungen.

Die wesentlichen Ergebnisse der Studie sollen im Folgenden auf zwei Reflexionsebenen zusammengeführt und diskutiert werden. Erstens lege ich meine Erkenntnisse aus der Nachbarschaftsanalyse mit Bezug auf das spezifische Setting der Großwohnbauten aus den Bauboomjahren dar. Zweitens erörtere ich den Beitrag des angewandten hausbiografischen Forschungsansatzes für die Erforschung von Nachbarschaften.

Zur Spezifik von Hochhaus-Nachbarschaften

Durch die vergleichende Betrachtung zweier Hochhaussiedlungen aus den Bauboomjahren lassen sich verschiedene Dimensionen erkennen, die auf spezifische Herstellungs- und Ausgestaltungsformen von Nachbarschaften in diesem Setting verweisen.

In der Studie zeigte sich, dass gebaute Räume sowohl Öffnungen als auch Trennlinien schaffen, was einen konstituierenden Charakter auf Nachbarschaften hat. Wirkmächtig hierzu sind Momente der Ein- und Ausgrenzung. Grundlegend für

die Ausgestaltung von Nachbarschaften in Hochhausüberbauungen ist die Diskrepanz zwischen einer mehrheitlich negativen Außen- und einer überwiegend positiven Innenwahrnehmung, die sich bei beiden untersuchten Siedlungen konstatieren lässt. Diese divergierenden Bilder und Zuschreibungen der Überbauungen wirken sich maßgeblich auf die Definition des nachbarschaftlichen Selbstverständnisses und die spezifischen Ausprägungen der Nachbarschaften aus. In der Zusammenschau lassen sich insbesondere vier Punkte herauskristallisieren, die als typisch für Nachbarschaften in Bauboom-Großwohnbauten erachtet werden können.

Erstens spielen für die Außenwahrnehmung der Überbauungen die Größendimension, die gebaute Form und das Erscheinungsbild im weiteren stadträumlichen Umfeld eine wesentliche Rolle. Denn eine Siedlung ist immer auch Teil eines spezifischen städtischen Kontexts und es bestehen, sowohl über persönliche Kontakte als auch quartier- bzw. stadtübergreifende Vernetzungen, zahlreiche Verbindungen. Quartierbezüge sind demnach für das Verständnis von Nachbarschaften grundlegend wichtig. Im Unterschied zur Quartiersforschung, die von der Stadtteilebene aus denkt, wird in der vorliegenden Arbeit mit dem Haus (bzw. Hochhaus) die kleinste urbane Einheit ins Zentrum der Forschungsperspektive gestellt. Ausgehend von den detaillierten Kenntnissen der dortigen Wirklichkeiten wird der Blick dann auf weitere, individuell unterschiedlich hergestellte, Zusammenhänge ausgeweitet. Im gegenseitigen Bezug von Überbauung und weiterem Umfeld lösen sich sozialräumliche Grenzen nicht auf, sondern werden teilweise auch gefestigt. Grundlegende Voraussetzung hierzu ist, dass die Bebauung der untersuchten Hochhaussiedlungen in ihren Umgebungen auffallen. In der Außenzuschreibung kursieren Bezeichnungen wie ›Betonbunker‹ oder ›Staumauer‹, die oft mit Negativattributen wie ›hässlich‹, ›monoton‹ oder ›gesichtslos‹ einhergehen. Allen Vorstellungen gemein ist, dass sie die Bauboom-Großwohnbauten als ›anders‹ im Vergleich zu gängigen Normvorstellungen von Wohnhäusern skizzieren. Diese diskursive Produktion von Differenz als ›andere‹ und ›problematische‹ Strukturen wirkt sich auf das nachbarschaftliche Selbstverständnis aus. Im Umgang von BewohnerInnen mit den Negativbildern und den Mechanismen des *Otherring* sind verschiedene Strategien zu beobachten. Wie die Geschichte des Isengrind aufzeigt, können im Laufe der Zeit Momente der Resignation und Dissoziation Überhand nehmen. Heute sind in den Interviews mit BewohnerInnen beider Siedlungen insbesondere Momente der Resilienz, der Infragestellung und des Widerstandes gegenüber den Negativzuschreibungen zu erkennen. In der Argumentation wird die gebaute Struktur entweder als für die Alltagserfahrung des Wohnens und Zusammenlebens vernachlässigbarer Aspekt relativiert. Oder aber die Hochhausstruktur wird als etwas Besonderes dargestellt. Dazu gehört nicht nur die Umdeutung der Negativzuschreibungen mit positiven Assoziationen (beispielsweise mit Begriffen wie ›Kreuzfahrtschiff‹ oder ›Adventskalender‹), sondern auch die Betonung der Qualitäten des sozialen Zusammen- bzw. Nebeneinanderlebens in dieser Struktur. In diesem Zusammenhang wird bei-

spielsweise die Eigenheit von Hochhausüberbauungen verschiedentlich damit konnotiert, sowohl urbanes ›Sein-Lassen‹ von Vielfalt und Differenz als auch dörfliches ›Sich-Kennen‹ zu ermöglichen, in einer Struktur, die weder Dorf noch Stadt ist. Über die Abgrenzung von den negativen Diskursen mit positiven Gegendarstellungen werden auch die nachbarschaftlichen Wir-Bezüge im Innern der Überbauungen gestärkt.

Spezifisch für Nachbarschaften in den untersuchten Überbauungen ist zweitens, dass dem Außenbild des anonymen Hochhausblocks in beiden Überbauungen mit der Steuerung von ›Gemeinschaft‹ begegnet wird. Anders als beispielsweise in städtischen Altbauten oder Reihenhaussiedlungen stellen in den untersuchten Großwohnbauten Verwaltungen und Bauträger Gemeinschaftsräume und -einrichtungen zur Verfügung. GemeinwesenarbeiterInnen organisieren – unter Mitwirkung von Freiwilligen aus der Bewohnerschaft – soziale Aktivitäten oder gesellige Anlässe. Die Steuerung von Gemeinschaft lässt sich historisch begründen. Die Auseinandersetzung mit der Nachbarschaftsforschung verdeutlicht, dass das Nachbarschaftskonzept in verschiedenen Konjunkturphasen immer wieder mit Gemeinschaft und Solidarität gleichgesetzt und meist implizit und idealisierend als vorindustriell dörflicher Kollektivzusammenhang imaginiert worden ist. Gebaute Großstrukturen wurden demgegenüber normativ mit städtischer Anonymität und Vereinzelung gleichgesetzt und somit als Bedrohung oder gar Gegensatz zum Nachbarschaftskonzept erachtet, der es mit angemessenen Interventionen (Stadt- und Nachbarschaftsplanung, Sozialarbeit) zu begegnen gelte. Die in den untersuchten Hochhausüberbauungen meist von externen Instanzen initiierten Bestrebungen für mehr Gemeinschaftlichkeit lassen sich in diesem Sinn auch vom Grundsatz leiten, der ›anonymen Masse‹ Momente der Begegnung entgegen zu setzen. Aus den Interviews geht hervor, dass die Darlegungen aus der Innenperspektive von BewohnerInnen weniger normativ sind. Das Prinzip der Optionalität nachbarschaftlicher Begegnung und zugleich Absenz von sozialen Zwängen wird vielfach als besondere Qualität des Zusammen- bzw. Nebeneinanderlebens in einer Hochhausüberbauung hervorgehoben. Das Wohnen im Hochhaus ermögliche es, sowohl zurückgezogen zu leben und Distanz zu wahren, biete zugleich aber auch die Möglichkeit, bei Bedarf Austausch zu pflegen und die organisierten sozialen Angebote zu nutzen bzw. diese auch aktiv mitzugestalten. Im Allgemeinen steigt die Partizipation am Siedlungsleben wie auch der Intensitätsgrad von Kontakten und Verbindungen im Wohnumfeld, wenn neben dem Nachbarschaftsverhältnis weitere soziale Bezugspunkte geteilt werden und gegenseitiges Vertrauen besteht. In diesem spezifischen Wohnumfeld begünstigt das Alter der Überbauungen (bzw. das zeitliche Gewachsen-Sein) und die Größe (und somit auch die Verfügbarkeit an immer wieder freierwerdenden Wohnungen), dass nachbarschaftliche Relationen teils mit familiären und/oder freundschaftlichen Verbindungen verschwimmen. So konnte in der Studie die Herausbildung von Familiennetzen im Wohnumfeld (etwa erweiterte Großfami-

lien deren Mitglieder in jeweils eigenen Haushalten wohnen oder erwachsene Kinder, die bei der eigenen Familiengründung wieder in die Siedlungen zurückziehen) ebenso beobachtet werden wie die Präsenz von freundschaftlichen Verbindungen, die oft über Kinder geknüpft und gefestigt worden sind (etwa von langjährigen BewohnerInnen nach der Familienphase oder Jugendlichen, die in den Siedlungen aufgewachsen sind).

Im Alltag ergeben sich die meisten nachbarschaftlichen Kontakte und Verbindungen in den Schwellen- und Übergangsräumen zwischen der Wohnungstür und dem weiteren Quartier. Es sind Räume, die durch ihren offenen und vorerst undefinierten Charakter zwischen dem Hier und dem Dort, dem Eigenen und dem Kollektiven unterschiedlich angeeignet und reglementiert werden können, wodurch sich auch Konfliktpotentiale eröffnen. Die organisierten sozialen Angebote und insbesondere auch das vorhandene Raumangebot für gemeinschaftliche Aktivitäten bieten den unterschiedlichen Gruppierungen außerdem eine Möglichkeit, sich außerhalb ihrer Wohnungen gezielt zu treffen. Eine genauere Betrachtung der bestehenden Gemeinschaftsräume lässt etwa erkennen, dass diese gerade dann rege genutzt werden, wenn sie keine im Singular gefasste Siedlungsgemeinschaft voraussetzen, sondern sich an unterschiedlichen Kollektivitäten ausrichten (etwa mit einem funktional offenen Raumprogramm), und wenn sie neben der Möglichkeit zur Begegnung auch die Möglichkeit zur Schaffung von Privatheit und Abgrenzung gewährleisten.

Drittens lässt sich eine über die Jahre gewachsene Heterogenität der Nachbarschaften feststellen. In diskursiven Zuschreibungen werden die Großwohnbauten meist in negativem Sinn als ›Ausländersiedlungen‹ bezeichnet. Die soziodemografischen Daten bestätigen, dass der Anteil der Wohnbevölkerung ohne Schweizer Staatsangehörigkeit in beiden Siedlungen über dem städtischen Durchschnitt liegt (35% in Unteraffoltern II bei einem städtischen Durchschnitt von 32%; sowie 28% in der Telli bei einem städtischen Durchschnitt von 20%). Die Narrative über ›die vielen Ausländer‹ erfolgen im öffentlichen Diskurs meist in verkürzter und problematisierender Weise, was sich auch in Benachteiligungen auf dem Wohnungsmarkt manifestiert. Die erhöhte Konzentration von MigrantInnen in den Überbauungen lässt sich demnach auch als Ausdruck der sich im Laufe der Jahre abzeichnenden Segregationsprozesse in diesem Setting verstehen. Um diesen entgegenzuwirken, fokussieren die verwaltungspraktischen und politischen Bestrebungen um ›Durchmischung‹ denn auch meist einseitig auf den Ausländeranteil. Damit gehen jedoch implizite Wertungen einher. Mit einer ›guten Durchmischung‹ wird in der administrativen Logik auf ein Haus verwiesen, in dem nicht zu viele AusländerInnen (implizit als Problem wahrgenommen) und genügend SchweizerInnen (implizit als unproblematisch geltend) wohnen. Die Vielseitigkeit (post-)migrantischer Erfahrungen und deren Verwobenheit als integraler Teil der Gesellschaft wird dabei nicht (an-)erkannt. Auch bleiben weitere soziale Differenzen – wie Unterschiede

aufgrund von Einkommen, Bildung, sozialer Schicht/Milieu etc. – häufig ausgeblendet. Dies lässt sich mit der, in der Schweiz verbreiteten Tabuisierung von Armut erklären (vgl. etwa Däpp 2011), aber auch dem Einfluss rechtspopulistischer Polemiken, welche die ausländische Bevölkerung in der Schweiz undifferenziert problematisiert und zur Zielscheibe politischer Instrumentalisierungen macht (vgl. Imhof 2011).

Auch in den Darlegungen von BewohnerInnen sowie den nachbarschaftlichen Handlungsmustern und Relationen selbst spielt die Frage von kultureller und/oder ethnischer Diversität eine wesentliche Rolle. In der Analyse lässt sich erkennen, wie das ›Fremde‹ bzw. ›Andere‹ in alltäglichen Nachbarschaftskontakten wahrgenommen, erlebt und so auch hergestellt wird. Die Narrative zur kulturellen Diversität gehen im Allgemeinen von einem essentialistischen Kulturverständnis aus – im Sinne der Imagination ›einer Kultur‹ als eines natürlichen, geschlossenen und von anderen unterscheidbaren homogenen Ganzen. Zugleich wird Kultur meist mit ethnischen Attributen, insbesondere mit Bezug auf Herkunftsländer bzw. nationale oder religiöse Zugehörigkeiten, gleichgesetzt. Die Rede ist dann beispielsweise von ›der‹ anderen Kultur von Türken, Schweizern, Jugoslawen, Muslimen etc. Betroffene widersprechen solch reduzierenden Zuschreibungen teils vehement. Denn eine solche Perspektive wird weder der Vielfalt innerhalb der so bezeichneten Gruppierungen gerecht noch den veränderbaren, fluiden bzw. hybriden Identitäten, die zum Menschsein gehören. Die Diskurse sind aber wirkmächtig, da damit immer auch Differenzen produziert werden – seien sie nun positiv vermittelt (indem ›Multikulti‹ als Bereicherung erscheint) oder negativ (indem Befremden gegenüber ›den anderen Kulturen‹ formuliert wird). Diese Produktion von Differenz, die in der Alltagspraxis der Unterscheidung verfestigt wird, dient dabei immer auch der Abgrenzung und damit einhergehend der Vergewisserung des eigenen Selbstverständnisses. Angesichts gegenwärtiger gesellschaftlicher Krisen- und Unsicherheitserfahrungen sind solche Verankerungsmomente von grundlegender Bedeutung (vgl. etwa Bauman 2000). Der einseitige Bezug auf den Aspekt der Ethnizität unter gleichzeitigem Ignorieren sozialer Ungleichheiten kann in diesem Zusammenhang implizit auch dem Interesse dienen, sozio-ökonomische Machtverhältnisse zu verschleiern. Damit spiegeln sich auf der Mikroebene der Nachbarschaften gesamtgesellschaftliche Entwicklungen wieder.

Die Wahrnehmung von Differenzen führt zu tendenziell distanzierten Nachbarschaftskontakten. Die Distanzierungsmechanismen können unterschiedliche Formen annehmen, von einem wohlwollenden sich zur Kenntnis nehmen und Sein-Lassen bis zu offener Fremdenfeindlichkeit. Misstrauen und Ablehnung schüren konflikthafte Nachbarschaftsbeziehungen und vergrößern das Risiko, dass die Konflikte eskalieren, insbesondere wenn sich die Parteien gut kennen und so auch eine gewisse Nähe und Abhängigkeit besteht (vgl. etwa auch Weber 1972 (1921/22), 215f). Das Einhalten von Distanz macht demnach in Nachbarschaftsbeziehungen

durchaus Sinn. Für Politiken, die mit einer Steuerung von ›Durchmischung‹ Segregationsproblemen entgegenwirken wollen, könnte es gewinnbringend sein, solche Distanzierungsmechanismen in heterogenen Nachbarschaften ernst zu nehmen. Denn Bestrebungen Mischungsziele mit der Förderung von mehr Gemeinsinn in Wohnsiedlungen zu verknüpfen, sind meist zum Scheitern verurteilt, da räumliche Nähe nicht zu sozialer Nähe führt (vgl. Bourdieu 1997 (1993), 165).

Als bezeichnend für die untersuchten Nachbarschaften sind viertens die spezifischen intra- und intergenerationellen Dynamiken, die sich hier manifestieren. Diese hängen eng mit dem Verständnis als Wohnort für Familien zusammen, die in beiden Überbauungen durch das Raumprogramm (Verfügbarkeit von größeren, günstigen Wohnungen; verkehrsfreie grüne Außenräume und Einrichtungen für Kinder) wie auch durch die Belegungspraxis von Verwaltungen explizit gefördert werden. Bedingt durch das Alter und ›Gewachsen-Sein‹ der Überbauungen wohnen – im Unterschied etwa zu Neubausiedlungen – neu zugezogene Familien neben alteingesessenen älteren BewohnerInnen, wodurch sich nachbarschaftliche Spannungsverhältnisse und Konfliktpotentiale eröffnen können. Die Außen- und Schwellenräume der Siedlungen werden von Kindern zum Spielen und von Jugendlichen als informelle Treffpunkte rege genutzt und angeeignet. Das Spielbedürfnis von Kindern oder das Begegnungsbedürfnis von Jugendlichen kann dabei mit dem Bedürfnis von SeniorInnen nach Ruhe und Ordnung kollidieren. Die Studie zeigt aber auf, dass es entgegen verbreiteter Annahmen keine verallgemeinerbaren Konfliktlinien zwischen den Generationen gibt. Dies hängt damit zusammen, dass die Unterschiede innerhalb der Generationen in der Bewohnerschaft ausgeprägt sind: Ältere BewohnerInnen, die sich beispielsweise über Kinderlärm beschwerten, werden auch von Gleichaltrigen zurechtgewiesen und als ›intolerante Nörgler‹ betitelt. Weniger Verständnis als den Kindern wird jedoch im Allgemeinen den Jugendlichen entgegengebracht. In beiden Überbauungen fehlen Freiräume, wo Teenager unter sich sein können.

In den Siedlungen hat sich die Ausdifferenzierung der älteren Wohnbevölkerung – die Generation der heute über 65-Jährigen ist sehr heterogen –, mit den Fluktuationsbewegungen in den Nachbarschaften zusätzlich verstärkt. Die untersuchten Großwohnbauten können mittlerweile auf eine über vierzigjährige Geschichte zurückblicken. Einige BewohnerInnen wohnen seit vielen Jahren (teilweise seit den Anfängen) in den Siedlungen, andere sind erst vor kürzerer Zeit zugezogen. In diesem Zusammenhang kommen auch spezifische nachbarschaftliche Dynamiken zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen zum Tragen – um auf ein klassisches Begriffspaar zurückzugreifen, das in einer soziologischen Studie von Norbert Elias und John Scotson geprägt worden ist (Elias/Scotson 1994 (1965)). Die Erkenntnisse von Elias und Scotson lassen sich jedoch nicht auf die untersuchten Überbauungen übertragen. In den gegenseitigen diskursiven Zuschreibungen wird zwar teilweise Ablehnung formuliert: Alteingesessene ärgern sich beispielsweise darüber, dass

Neuzugezogene sich nicht mehr persönlich vorstellen und Neuzugezogene kritisieren etwa die Tendenz von Alteingesessenen kontrollierend ›zum Rechten zu schauen‹. Zwischen den beiden Gruppierungen können aber keine kollektiv verfestigten Konfliktlinien beobachtet werden. Dies hängt auch damit zusammen, dass Alteingesessene und Neuzugezogene keine homogenen Gruppen darstellen, deren soziale Kohäsion es nach Elias und Scotson zu verteidigen gilt, sondern selbst heterogene und dynamische Zusammenhänge bilden. Unter den Alteingesessenen gibt es beispielsweise Personen mit und ohne Migrationshintergrund. Ebenso sind unter den langjährigen BewohnerInnen unterschiedliche Einkommensschichten vertreten (in der Telli bedingt durch die Eigentümerstruktur, im Isengrund bedingt durch die Übertragung von mehr als der Hälfte der Wohnungen in den freitragenden Wohnungsbau). Durch diese Heterogenität verlieren homogenisierende Kollektivnormierungen an Bedeutung und Diversität wird nicht als Bedrohung von sozialer Kohäsion erachtet, sondern erscheint als Bestandteil des nachbarschaftlichen Selbstverständnisses.

Die Analyse der Nachbarschaften beleuchtet eine wesentliche soziale und kulturelle Dimension der untersuchten Großwohnbauten. Im Unterschied zu technisch-energetischen oder betriebswissenschaftlich-ökonomischen Analysen zu diesem Baubestand steht ein sogenannt ›weicher‹ Faktor im Zentrum des Interesses, der ein entscheidendes Qualitätsmerkmal des Wohnens darstellt. So wurde deutlich, dass Krisen dazu beitragen können, dass die Dynamik in einer Überbauung ›auseinanderfällt‹. Wie die hohen Investitionen in die Erneuerung von Unteraffoltern II aufzeigen, kann dieses Auseinanderfallen erhebliche Folgekosten haben. Zugleich zeigt sich aber auch, dass Nachbarschaften Krisen und Negativzuschreibungen mit Resilienz und einem kollektiven Selbstverständnis begegnen können, die eine Siedlung stärken. Aus der Auseinandersetzung mit dem Nachbarschaftskonzept geht hervor, dass Nachbarschaften nicht als ›Rettungsanker‹ oder ›Allheilmittel‹ von Wohnüberbauungen verstanden werden sollten: Eine idealisierend-normative Betrachtung, die Nachbarschaft mit Gemeinschaft oder mit Solidaritätsnetzen gleichsetzt, verkennt die andere Seite des Konzepts, die Distanzierungsmechanismen und Spannungsfelder, die auch immer zu nachbarschaftlichen Dynamiken gehören. In der Studie hat sich verdeutlicht, dass die Ausprägungen von Nachbarschaften sich nicht unabhängig von ihrem historischen und lokalen Kontext denken lassen. Außerdem ist das soziale Leben nicht einfach so planbar, auch wenn Nachbarschaften in Großwohnbauten in bestimmten Organisationsstrukturen eingebettet sind und von verschiedenen AkteurInnen (mit)gesteuert werden.

Mit der Betrachtung von Nachbarschaften lassen sich die Innen- und Außenräume, kollektiven Einrichtungen sowie Verwaltungs- und Unterhaltsstrategien mit Wohnbauten aus der Perspektive der Nutzung und lebensweltlichen Alltagspraxis bzw. der spezifischen – sozial hergestellten – lokalen Erfahrung und Verbindung diskutieren. Die Mikroebene kann dabei Prozesse reflektieren, die weit über die

Siedlungsgrenzen hinaus von Relevanz sind. So lassen sich in den untersuchten Überbauungen Dynamiken erkennen, die auch Ausdruck der zunehmenden sozio-kulturellen Differenzierung unserer Gesellschaft sind. Eine genauere Betrachtung der Nachbarschaften gibt dabei Hinweise, wie Differenz im Wohnumfeld konkret gelebt und (re-)produziert wird.

Zugleich kann festgestellt werden, dass Vernetzungen im unmittelbaren Wohnumfeld auch im Internetzeitalter für viele nach wie vor bedeutsam sind. Die individuellen Vernetzungsmöglichkeiten auf globaler Ebene schließen nicht aus, dass auch heute noch mehr oder weniger lose oder enge Nachbarschaftskontakte gelebt werden, gerade auch in Hochhausstrukturen, die in der Außenbetrachtung als »anonym« gelten. Neue Kommunikationstechnologien werden zur Stärkung von Verbindungen im Nahraum genutzt. Vor allem bei intensiveren Nachbarschaftskontakten läuft die Kommunikation häufig digital (etwa zur Organisation und Vereinbarung von Treffen oder dem Austausch über aktuelle Themen in Gruppen-Chats). Beispielsweise vermitteln und teilen Jugendliche ihr jeweils aktuelles Insider-Wissen auf sozialen Netzwerken mit Gleichaltrigen aus ihrem Wohnumfeld.

Nachbarschaften haben und schaffen Geschichte(n)

Mit dem Hausbiografien-Ansatz lässt sich ein fundiertes Wissen zu Wohnbauten in ihrem historischen Gewachsen-Sein zusammentragen: zu der Geschichte der gebauten und gelebten Räume, der sozialen Prozesse wie auch der Werthaltungen bzw. unterschiedlichen Wahrnehmungen zum Baubestand. Dadurch gewinnt auch die Erforschung von Nachbarschaften an Tiefe. Indem wir die Vergangenheit kennen und die gemachten Erfahrungen ernst nehmen, so die dahinterliegende Prämisse, können wir auch die Gegenwart besser verstehen und uns in die Zukunft orientieren. Oder anders gesagt: Mit der Kenntnis von Prozessen und Entwicklungen im Laufe der Zeit (Diachronien) wird die Betrachtung der aktuellen Situation (Synchro-nien) besser verständlich. Der hausbiografische Zugang ermöglicht es, nachbarschaftliche Dynamiken mit dem Blick auf die spezifische Geschichte einer Überbauung einordnen und erklären zu können. Dabei lassen sich – in Anlehnung an relationale Raumtheorien – wechselseitig strukturierende Bezüge erkennen: Nachbarschaften formieren und verändern sich mit den im Laufe der Zeit gemachten Erfahrungen, Wahrnehmungen und Handlungen von AkteurInnen in einem spezifischen Wohnumfeld und schreiben sich zugleich auch in dieses ein. Lokal verortete Vernetzungszusammenhänge bestehen demnach nicht einfach so, sondern werden in spezifischen sozialräumlichen Strukturen (re-)produziert und wirken sich so auch auf die Geschichte(n) der Strukturen aus. Die Kenntnisse einer Hausbiografie beleuchten dabei die jeweils »individuellen« Entwicklungen einer (Hoch-)Hausstruktur. Mit der vergleichenden Analyse von zwei Hochhausiedlungen, die kontrastierende Merkmale aufweisen (hinsichtlich Standort, Größe, baulicher Anordnung

oder Eigentümerstruktur), lassen sich neben den vorher genannten Ähnlichkeiten auch Unterschiede in der Ausgestaltung von Nachbarschaften herausarbeiten. Diese Unterschiede haben sich im Laufe der Jahre entwickelt. Dabei sind es insbesondere Konzepte und Handlungsansätze ›externer‹ AkteurInnen – aus Planung, Architektur, Verwaltung/Vermietung oder Gemeinwesenarbeit –, die Hochhausnachbarschaften (mit)steuern.

Im Vergleich zeigt sich, dass Unteraffoltern II seit den Anfängen stärker geprägt ist von Marginalisierungsprozessen und Widerstandsbestrebungen dagegen. Bei den, im sozialen Wohnungsbau am Stadtrand gebauten, Hochhäusern manifestierten sich bereits wenige Jahre nach der Erstellung erste bauliche Schäden. Dazu kamen negative Auswirkungen der anfänglich mangelnden Quartierinfrastruktur und der zunehmend einseitigen Belegung mit sozial und gesundheitlich stark belasteten BewohnerInnen. Demgegenüber liegen die historisch gewachsenen Herausforderungen der Telli stärker in Tendenzen der Fragmentierung und des Konservatismus, die das Umsetzen von Neuerungen erschweren. Der Bau der Telli-Hochhäuser, die im Unterschied zum Isengrind bereits mit zahlreichen Quartiereinrichtungen geplant worden sind, verzögerte sich nach dem Konkurs der Bauherrschaft Mitte der 1970er-Jahre. Dies führte nicht nur zu Verunsicherungen, sondern auch zu einer starken Diversifizierung der Eigentümerstruktur. Im Laufe der Jahre zeigten sich bei beiden untersuchten Großwohnbauten zunehmend Probleme. Die Alterungsprozesse und baulichen Mängel bzw. die zunehmende Renovierungsbedürftigkeit der Bauten gingen mit Segregationstendenzen einher. Auch hat sich bei beiden Siedlungen in der Außenwahrnehmung ein Negativimage verfestigt. Im Umgang damit lassen sich für jede Überbauung unterschiedliche – historisch gewachsene – Eigenheiten erkennen, die sich auch in der Ausgestaltung der Nachbarschaften bemerkbar machen. Im Isengrind spitzte sich Anfang der 1990er-Jahre die Krise so zu, dass die Stadt Zürich umfassende bauliche und soziale Erneuerungsmaßnahmen beschloss. Die nachbarschaftlichen Bezüge wurden durch die Krise und die damit einhergehenden Stigmatisierungen gewissermaßen gespalten und mit der umfassenden Sanierung der Siedlung konnte eine ausgeprägte Fluktuation beobachtet werden. Zugleich wurde – mit finanzieller Unterstützung und sozialarbeiterischer Begleitung der Verwaltung – auch die Herausbildung neuer nachbarschaftlicher Initiativen gestärkt. In der Telli gibt es mit dem GZ seit den Anfängen eine Einrichtung, die nachbarschaftliche Aktivitäten in Siedlung und Quartier fördert und moderiert. Im Vergleich zum Isengrind gab es in der Geschichte dieser Hochhaus-siedlung keine so tiefgreifenden Krisen und Brüche. Dadurch lässt sich hier auch eine stärkere Tradition der Identifikation erkennen. Negativen Außenzuschreibungen wird ein überzeugtes Selbstverständnis entgegengehalten, gerne ›Tellianer‹ bzw. ›Tellianerin‹ zu sein, wodurch auch die nachbarschaftlichen Bezüge zusammengeschweißt werden. Die sich in der Siedlung über die Jahre herausbildende Vielzahl an mitspracheberechtigten EigentümerInnen führte im Unterschied zu Un-

teraffoltern II jedoch dazu, dass Bestrebungen zu einer koordinierten, umfassenden Erneuerung kollektiver Siedlungsräume bislang immer wieder blockiert wurden oder äußerst schwierig umzusetzen sind. Im Umgang damit, dürfte der nachbarschaftliche Zusammenhalt dadurch künftig auch einige Belastungsproben erfahren.

Mit der Arbeit an einer Hausbiografie werden verschiedene Narrative zur Geschichte und den Geschichten der Überbauungen zusammengeführt und in einen breiteren Erzählsammenhang gebracht. Zur Kontrastierung und Bereicherung der vorliegenden Erkenntnisse wären weitere Vergleiche mit Hausbiografien anderer Hochhausstrukturen (etwa aus der Romandie wie auch international) spannend. Im Sinne einer praktischen Verwertbarkeit der Erkenntnisse bietet sich eine hausbiografische Analyse vor allem bei Wohnbauten an, bei denen Entscheidungsprozesse zum künftigen Umgang (Sanierung, Bewirtschaftung, Aufbau von Partizipationsstrukturen etc.) anstehen. Der Hausbiografien-Ansatz eignet sich für vielseitige Betrachtungsschwerpunkte. So könnte die theoretisch angedachte Analyse eines Hauses in seiner Lebendigkeit und Wirkmacht als Aktant, die hier nur in der relationalen Betrachtung der gebauten Räume mit nachbarschaftlichen Dynamiken diskutiert wurde, im Sinne der ANT gezielter ins Zentrum der Untersuchung gestellt werden. Dadurch ließen sich etwa die Wirkmacht von Atmosphären sowie die Bedeutung(en) von Materialitäten und sozio-technischen Prozessen der Häuser gezielter erfassen. Allerdings wäre dafür eine Anpassung des Forschungsdesigns – etwa über eine stärkere Gewichtung der ethnografischen Methode – erforderlich. Dies wäre jedoch gut möglich, liegt doch das Potential der Hausbiografien letztlich darin, dass der Forschungsansatz weiterentwickelt werden kann und je nach Erkenntnisinteresse diverse Möglichkeitsräume eröffnet.

Da es sich bei Nachbarschaften von Bauboom-Großwohnbauten um ein alltagspraktisches Thema handelt, bei dem sich vielseitige Facetten öffnen, könnte noch einiges vertieft untersucht werden. So etwa die Frage nach der sozio-ökonomischen Rolle dieses Baubestands auf dem Wohnungsmarkt, genauer die Frage nach der Wohnversorgung von benachteiligten Bevölkerungsgruppen im Zusammenhang mit der zunehmenden Verknappung von günstigem Wohnraum in urbanen und wirtschaftlich prosperierenden Gegenden der Schweiz. Interessant wäre auch eine vertiefte Analyse der postmigrantischen Nachbarschaften, die die Zusammenhänge von translokalen Migrationsnetzen mit lokalen Dynamiken auf Nachbarschafts- und Quartierebene in den Blick rückt. Zudem wäre es lohnend, mittels einer Langzeitbeobachtung zu untersuchen, wie sich aktuelle Raum- und Stadtentwicklungsprozesse, die sich am Postulat der inneren Verdichtung orientieren, auf marginalisierte Wohnumfelder an den Stadträndern auswirken. Das Wissen zu den historisch gewachsenen Nachbarschaften in Bauboom-Großwohnbauten eröffnet demnach vielseitige und spannende Fragen zur Erforschung künftiger Herausforderungen und Potentiale des Wohnens im 21. Jahrhundert.